

*Fasora, Lukáš/Hiebl, Ewald/Popelka, Petr (Hgg.): Generationen in der Geschichte des langen 20. Jahrhunderts – methodisch-theoretische Reflexionen.*

LIT, Wien 2017, 208 S. (Mitteleuropäische historische Perspektiven/Central European Historical Perspectives 1), ISBN 978-3-643-50750-1.

Der Begriff der „Generation“ ist wohl das ewige Talent unter den Grundbegriffen der historischen Forschung. Einerseits ist er allgegenwärtig und wird mit einer gewissen Regelmäßigkeit als grundsätzliche Analyse­kategorie einer sozialwissenschaftlich orientierten Geschichtswissenschaft angeführt. Andererseits verwenden vor allem historische Generationenforscher ihn nie gratis, sondern immer mit dem Hinweis auf seine Unschärfen und seine fragwürdige Stellung als Kategorie kollektiver Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung. Denn es bleibt offen, inwieweit „Generationeneinheiten“ (um den Mannheimschen Begriff zu verwenden) langfristig kollektive Handlungen sinnvoll zugeschrieben werden können.

Teil des Problems ist, dass die historische Generationenforschung weder über Karl Mannheims grundlegenden Aufsatz vom „Problem der Generationen“ (1928) hinausgekommen ist, noch diesen kritiklos übernehmen will. Das beweist auch der vorliegende Band mit dem Titel „Generationen in der Geschichte des langen 20. Jahrhunderts – methodisch-theoretische Reflexionen“. Er bildet zugleich den Auftakt für eine Reihe zu „Mitteleuropäischen historischen Perspektiven“ des LIT-Verlags, die ebenfalls von den Herausgebern Lukáš Fasora, Ewald Hiebl und Petr Popelka verantwortet wird.

Die angekündigten „methodisch-theoretischen Reflexionen“ sind Programm, so­dass die Empirie der Generationenforschung im Band insgesamt eine geringere Rolle spielt. In zwölf Beiträgen machen sich die Autorinnen und Autoren Gedanken über Sinn und Zweck des Generationenbegriffs. Alle können aus ihren eigenen Forschungen schöpfen, und tun das mit unterschiedlicher Intensität. Nach einem Vorwort der Herausgeber, das den Band im Grunde als verschriftlichten Workshop einordnet, geht zunächst Michael Corsten auf die Implikationen des Mannheimschen Begriffs ein und weist einleuchtend darauf hin, dass Mannheims Generationenbegriff tatsächlich an ein entwicklungspsychologisches Paradigma anknüpft, ohne dessen gesellschaftliche Konstruiertheit zu übersehen. Auf gesellschaftlicher

Ebene markieren Sozialgenerationen nach Corsten vor allem aber Umbrüche und Krisen. Sie sind also aussagekräftige Indikatoren „weltgeschichtlicher Periodisierungen“, d.h. Zäsuren. Ebenfalls hatte bereits Mannheim angedeutet, dass sich Generationen in diesem Sinne zwar auf objektivierbare Sachverhalte stützen, Generationeneinheiten in der Regel jedoch retrospektiv entstehen und sich immer wieder aufs Neue rekonstruieren. Damit ist auch die Frage nach der gesellschaftlichen Durchsetzungskraft einer spezifischen, kollektiv verbindlichen „Erlebnisschichtung“ verbunden. Von grundlegender Wichtigkeit ist auch Corstens Hinweis, dass moderne Sozialgenerationen ohne eine massenmediale Vermittlung kaum entstehen können. Corsten schließt seine Betrachtungen mit einer Gegenüberstellung jeweils zweier Generationen in der Folge des Ersten Weltkriegs im Deutschen Reich und in Großbritannien.

Im Anschluss analysiert Hanns Haas die Generationenbeziehung der aus dem Umland von Bratislava/Pressburg stammenden deutschen Pfarrerstochter Edith Scherer anhand ihres Tagebuchs aus den Jahren 1939-1942. Dieser Beitrag ist insofern wertvoll, weil er das Potenzial des Generationenbegriffs andeutet, in dem individuell empfundene Erfahrungen mit einer spezifischen historischen kollektiven „Lagerung“ verbunden werden. Scherers Übernahme offizieller Sprachregelungen und ihre Einschreibung in ein junges NS-Kollektiv, das zu großen Teilen auch medial vermittelt wurde, regt zu vergleichenden Perspektiven auf ähnliche Erfahrungen im Einflussbereich des Nationalsozialismus an.

Judith Pál und Vlad Popovici greifen in ihrem Beitrag wiederum auf Daten aus ihrem langfristigen Projekt zur statistischen Erfassung der politischen Elite Transsilvaniens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück. Nicht nur ist die empirische Dichte des Beitrags beeindruckend, Pál und Popovici gelingt es als Einzigen in dem Band auch, eine soziologische Kohortenanalyse direkt mit der Vorstellung sozialer und politischer Generationen zu konfrontieren. Dabei zeigt sich eindrucksvoll, dass die Vorstellung von „Generationen“ sich zwar anhand der Daten bewähren muss, jedoch auf zuvor getroffenen Festlegungen beruht, die sich eben nicht aus der Empirie ergeben.

Lukáš Fasora untersucht anschließend die Frage eines Generationenkonflikts in der tschechischen Sozialdemokratie nach 1920. Er tritt dem Begriff mit etwas Skepsis entgegen und weist zu Recht darauf hin, dass gesamtgesellschaftliche Konflikte sich zwar auch generationell niederschlugen, damit jedoch nicht umfassend erklärt sind. Anhand seiner Überlegungen zum jungen sozialistischen und kommunistischen Milieu gibt er noch den wichtigen Hinweis, die Selbstbeschreibung als „Kommunist“ stärker als Phänomen einer generationellen Konjunktur denn als reine politische Richtungsentscheidung wahrzunehmen.

Ebenso wie Fasora beschäftigt sich Tomáš Dvořák sehr ausführlich mit der Problematik, überhaupt von Generationen sprechen zu können. Am Beispiel der Heimatvertriebenen Deutschen weist er die Verabsolutierung des Generationenkonzepts eher zurück und stuft es als eines von mehreren Formierungsmerkmalen der kollektiven Identität der Vertriebenen ein.

Wojciech Pieniazeks Beitrag knüpft wiederum an die individuelle Perspektive von Haas an, indem er zwei oberschlesische Lebensläufe, nämlich die von Wojciech

Korfanty und Carl Ullitzka, gegenüberstellt. Beide sind ihm Belege für eine Generation von Aufsteigern, die vor allem die expansive staatliche Förderung zu Ende des 19. Jahrhunderts nutzten, um unter ähnlichen Voraussetzungen soziale Schranken zu überwinden und sich – auf allerdings sehr unterschiedliche Weise – in gesellschaftliche Narrative einzuschreiben. Während Ullitzka ein gemäßigter Fürsprecher eines deutschen Oberschlesiens wurde, entwickelte sich Korfanty zu einem Vertreter des polnischen Nationalismus. Auffällig war bei beiden, dass sie die Höhepunkte ihrer individuellen Karrieren relativ synchron erreichten, wenn auch mit völlig unterschiedlichen Haltungen.

Petr Popelka will in seinem Artikel über die Generationen in mitteleuropäischen Familienunternehmen vor dem Ersten Weltkrieg die familiäre Generationenforschung einbinden, obgleich sie sich von der Sozialgeneration deutlich unterscheidet. Auch Popelka, der vor allem einen tiefen Einblick in die Unternehmensgeschichte bietet, ist bei der Verwendung des Generationenbegriffs skeptisch, da im Rahmen der Familie eher die Frage von Kontinuität und Diskontinuität als von kollektiver Prägung im Vordergrund steht – ein Gedanke, der zu Ende des Bandes von Eva Schöffler noch einmal aufgegriffen wird.

Jiří Hanuš Überlegungen zu tschechischen Priestergenerationen sind mehr impressionistisch und bieten einen breiten, aber nicht vertieften Überblick über die Strukturvoraussetzungen katholischer Geistlicher in der tschechischen Gesellschaft. Hanuš weist auf das Potenzial der Priesterweihe als generationeller Formierungsfaktor hin. In seinem Text über Generationenlagen in der deutschböhmisches und sudetendeutschen Wissenschaft geht Jiří Němec ebenfalls primär auf die Forschung ein und stellt die Frage, wie weit der Generationenbegriff hier tragfähig sei. Insbesondere bei Wissenschaftskulturen ist nämlich durchaus unklar, wodurch sich eine Generation auszeichnet, konkurriert der Begriff doch stark mit der Vorstellung von „Schulbildungen“. Insbesondere die untersuchte deutschsprachige Wissenschaft sei außerdem zahlenmäßig zu klein, um erfolgreich eine breite kollektive Prägung diagnostizieren zu können.

Denisa Nečasová nutzt ihre Studien über den Tschechoslowakischen Jugendverband (*Československý svaz mládeže*), um auf die Relevanz der Kategorie Gender bei Generationenuntersuchungen hinzuweisen. Zu Recht stellt sie fest, dass die (Fremd-)Zuschreibung einer jungen Generation des kommunistischen Nachwuchses über hierarchische und patriarchale Attribute geschah. Zudem war es gerade die homogenisierende Beschreibung der „Jugend“, hinter der sich eine stark männlich geprägte soziale Ordnung verbarg. Ein weiteres Motiv, das Nečasová thematisiert, ist die Beschreibung von Folgegenerationen als „verweichlicht“ und epigonenhaft.

Ewald Hiebl schöpft aus seiner Forschung zu „1968“ in Salzburg. Er kann dabei erfolgreich nachzeichnen, wie aus konkreten gesellschaftlichen Konflikten tatsächlich eine generationelle Konfrontation entstand, welche die politischen Grenzen zeitweise in der Breite nahezu des gesamten Spektrums überwinden konnte. Eine Schlüsselrolle spielte dabei die Kritik offizieller Amtsträger und von großen Teilen der Presse an der „Jugend“, also letztlich wieder die negativen Fremdzuschreibungen an die „68er“, die von diesen aufgegriffen wurden und zu einer punktuellen Solidarisierung von politisch rechten und linken Gruppen führte. Zugleich weist

Hiebl auf die enorme Dominanz der Generation der „68er“ hin, die wiederum das Problem der Nachfolgenerationen berührt.

Der abschließende Beitrag von Eva Schäffler greift die einleitenden theoretischen Bemerkungen von Corsten noch einmal auf und überprüft sie am deutschen Beispiel kritisch anhand der „Wendegeneration“ von 1989. Schäffler verweist überzeugend auf den Zusammenhang von „horizontaler“ und „vertikaler“ Generationenbildung, der nicht ignoriert werden könne und bei Mannheims ursprünglicher Begriffsbildung etwas im Hintergrund stehe. Sie findet noch einmal einleuchtende Belege dafür, dass Generationen retrospektiv konstruiert werden – gleichsam jedoch immer schon da waren –, dass es aber vor allem eine Dialektik zwischen Fremd- und Selbstbeschreibung von Generationen gibt.

Es ist die Leistung des Bandes, die Frage nach einer länderübergreifenden (ost-)mitteleuropäischen Generationenlage zwar nicht beantwortet, aber erfolgreich thematisiert zu haben. „Generation“ wird als geschichtlicher Leit- und Grundbegriff umstritten bleiben, was der Band aber – eher implizit – zeigt, ist das Potenzial des Begriffs für Vergleiche, die sich insbesondere im Raum Ostmitteleuropa anbieten.